

Ferienbrief über eine Fahrt ins Bayerland [Teil 1]

Autor(en): **Stucki, Helene**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **51 (1946-1947)**

Heft 24

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-315262>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

40 Jahren Leid und Freude, Mut und Tod über dieses Land hinweggegangen ist. Dies Land, es hat den Zusammenhalt mit dem alten, ihm unfreundlich gesinnten Habsburgerreich endgültig abgestreift. Es hat die Republik erkämpft, verloren und zum zweitenmal aufgerichtet. Es will seine eigene Form finden, sei es in Schulfragen, im Zweijahresplan der Wirtschaft, in der Ausgewogenheit zwischen Agrar- und Industriestaat, im internationalen Fremdenverkehr, in Besiedelung und Architektur usw.

«Šumperk is modern worden, finden Gnädige nit?» Der alte Hotelportier stellt mir die Frage. Um der Wahrheit willen bekenne ich, daß meine Augen die alten Häuslein, die ehemals schon bestandenen Gebäude gesucht hätten. Auch auf dem Friedhof sei ich den verwehten Grabsteinen nachgegangen, um Namen zu finden, die mir einen lieben, vertrauten Menschen bedeuteten. «Jo, auf Friedhof finden Gnädige Bekannte, sonst hier gwiß keine mehr.» Er hat Recht behalten. Gebäude, Kirchen, Grabsteine überlebten bis heute den Sturmwind der Zeit.

Mein gebrechlicher, übergewissenhafter Lehrer der Naturwissenschaften hat seine Ruhe unter den Thujabäumen auf dem Gottesacker gefunden. Vom jungen der anderen Richtung fehlt jedes Zeichen. Ob er in der langen Reihe der namenlosen Soldatengräber schläft?

Die befreundete Klassenkameradin? — Vor ihrem Grab stehe ich lange Zeit. 1940 hat sie ihr tapferes Familientanten-Dasein beschlossen. Früh schon muß ihr Los ihr bewußt geworden sein: In Zeiten der Not einspringen; im hellen Glück der andern ihnen zulächeln. «Kommen hierher oft zwei alte Herrschaften, Grab besuchen», bedeutet neben mir der Friedhofgärtner in gebrochenem Deutsch. Soll ich einen Gruß zurücklassen? Soll ich mich nach ihnen durchfragen? —

Mein Besuch gilt mehr, als ich es mir eingestehen will, der eigenen Jugend. Es klang und klingt ein Ton in meinem Herzen auf. Wozu die Melodie zerreden? Sie hat teil an meinen Reiseeindrücken, an meinen Wünschen für eine eigenständige, föderalistisch gerechte Tschechoslowakei, an meinem Dank für die lange nachwirkenden Tage auf ihrem Boden und — an meiner inneren Lebensgeschichte in der Heimat.

Verschwör nicht: «Liebe herrsche allein!»
Magst du's bewähren?
Aber schwöre: An jedem Morgen
Will ich neu um die Grenze sorgen.
Zwischen Liebestat — Ja, und Gewalttat — Nein
Und vordringend die Wirklichkeit ehren. *Martin Buber.*

Ferienbrief über eine Fahrt ins Bayerland *Helene Stucki, Bern*

Eingeladene Kinder aus der amerikanischen Zone kommen in die Schweiz

Mein Liebes!

Du hast Dich in den letzten Jahren oft gewundert, daß ich, trotz meiner schier fanatischen Liebe zum Kinderhilfswerk, nie einen der vielen Transporte mitgemacht habe. Eigentlich verstehe ich es heute auch nicht recht. Jedenfalls fehlte mir zum Amt einer Convoyeuse, deren es gerade in unserer Sektion wahre Prachtsexemplare gibt, die ausgesprochene Berufung.

Und eine schmucke Rotkreuzuniform anzuziehen, um mehr oder wenig müßig herumzustehen und Eindrücke zu sammeln, wollte mir auch nicht recht behagen. Heimlich und ehrlich gesagt kam dazu eine gewisse Scheu, als privilegierte Schweizerin mit dem Stempel der Wohltätigkeit auf dem Ärmel in die Welt hinauszufahren und Dankbarkeit einzuheimen für etwas, wofür man selbst unaufhörlich danken müßte: das Geschenk des Helfendürfens.

Als dann drei schöne Sommerferienwochen die während des langen, heißen Sommerquartals ausgelaufenen Brunnstuben der körperlichen und seelischen Energie wieder etwas nachgefüllt hatten, meldete ich mich für den ersten Zug, der in die amerikanische Zone, ins Bayerland fuhr, um dort persönlich eingeladene, sogenannte Wunsch Kinder zu holen. Das war Neuland. Dort galt mein liebstes Hesse-Wort:

« Denn jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
der uns beschützt und der uns hilft zu leben. »

Um es gleich vorweg zu nehmen: ob die Hereinnahme *persönlich eingeladener Kinder* wirklich eine Aufgabe des Roten Kreuzes sei, darüber ist in den Organen des Hilfswerkes, in seinen Sektionen, ist auch auf unserem Zug vom 4. bis 6. August ausgiebig diskutiert worden. Die Befürchtung, daß durch diese Veranstaltungen nicht die am meisten Notleidenden, sondern eine Kategorie von Kindern erfaßt werde, welchen durch Liebesgabenpakete von Großmüttern, Tanten und Onkeln verschiedensten Grades aus der Schweiz schon weitgehend geholfen wurde, hat sicher ein Stück Berechtigung. Wohl müssen auch diese Kinder die Untersuchung durch unsere Schweizer Ärztin über sich ergehen lassen, wohl gelten auch hier vor allem medizinische Indikationen; aber diejenigen, die es wissen, die Betreuerinnen der Kinder, die seit Jahren Züge aus Wien und Budapest, seit kurzem auch solche aus Hamburg und aus dem Ruhrgebiet in die Schweiz begleitet haben, die wackern Frauen von Buchs, welche die nackten Kinderkörper waschen und den Inhalt der Koffer bei der Desinfektion zu Gesicht bekommen, sie waren der Meinung: es sind nicht die Bedürftigsten. Das macht die Temperatur der Hilfsfreudigkeit gleich um ein paar Grade sinken. Mag sein, daß das Schuhwerk unserer Kinder besser, die Wangen weniger hohl, die Koffer etwas umfangreicher waren als bei andern Transporten. Immerhin war auch ein Dreikäsehoch dabei, der weder Koffer noch Rucksack bei sich hatte und auf die Frage, was er denn eigentlich mit sich führe, prompt antwortete: « Einen grünen Strohhut mit einer Feder drauf. »

Nachdem ich die Sozialkarten, die von Fürsorgeämtern und Lehrerschaft ausgefüllt waren, durchgesehen hatte, war mein anfängliches Mißtrauen gegen die Eingeladenen völlig beseitigt. Vielleicht die Hälfte der Karten trug den Vermerk: « Total ausgebombt »; dann hieß es etwa: « Völlig verarmt », « in Dresden ausgebombt », « in Berlin ausgeplündert », « Eltern verschwunden », « Familie hat Heim und Vermögen verloren », « Vater in Rußland gefallen », « für 5 Personen besteht 1 Wohnraum ». Monatliche Einkommen oder Renten von 25, 35 oder 40 RM für eine Familie waren keine Seltenheit. Hie und da hatten die Lehrer beigefügt, daß das Kind infolge schwerer Erlebnisse überreizt und sehr schwach sei. Diese wenigen Transporte der persönlich eingeladenen Kinder dürfen sicher verantwortet werden, sowohl von der sozialen wie vor allem auch

von der geistig-ethischen Seite. Für die nicht unbeträchtlichen Spesen kommen ja die Verwandten in der Schweiz auf, das Rote Kreuz stellt einfach seinen prächtig eingespielten Apparat und seinen Mitarbeiterstab zur Verfügung. Daß unsere Schweizerfamilien darauf drängten, nachdem sie vielleicht mehrmals schon ein fremdes, ein richtiges Rotkreuzkind, bei sich aufgenommen hatten, nun ihre Wohltaten einem durch Blut- oder Freundschaftsbande ihnen Nahestehenden zukommen zu lassen, ist verständlich genug. Und was es für die deutschen Kinder und deren Eltern bedeutet, daß sie nicht in irgendeine fremde Familie, sondern zur « Oma », zur Tante, zum Paten reisen können, das haben uns ihre leuchtenden Augen immer wieder verraten. Es gab sozusagen keine Abschiedstränen, keine Heimwehstimmungen, und mit welchem Stolz erzählte man uns da und dort, die Mutter sei halt selbst Schweizerin gewesen. So nahmen wir in München ein Kind auf, dessen deutscher Vater während 34 Jahren in der Schweiz gelebt hat, dessen Mutter Schweizerin ist und die doch kein Visum für eine Ferienreise bekommen können. Man spürte, wie sehr das Herz beider für die alte Heimat schlug, wie es sie erregte und beglückte, wenigstens ihr Kind dorthin schicken zu dürfen. Nie werde ich das sommer-sprossige, aufgeweckte Lehrersbüblein aus der Gegend von Nürnberg vergessen, das sich vor Freude kaum zu fassen wußte, weil es zu seiner 86jährigen Urgroßmutter reisen durfte, zusammen mit dem kleinen Schwesterlein; nie das quecksilbrige Geschwisterpaar aus Garmisch, deren Bewegungen, Ausdrucksweise und Wortklang einen Filmregisseur begeistert hätten, Kinder, die zur Großtante fahren, weil, wie das Schwesterlein mir mit bekümmertem Miene anvertraute, der kleine wilde Niggi die kranke Mutter viel zu müde mache. Wenn durch die Einrichtung der Wunschkindzüge auch eine Anzahl von Kindern in die Schweiz kommen, deren Eltern die Wohltaten einer öffentlichen Organisation kaum in Anspruch genommen hätten, Kinder von Professoren und Studienräten, von Ärzten und Ingenieuren, so wollen wir, die wir immer noch an die kulturelle Mission des Mittelstandes glauben, uns herzlich darüber freuen. Es waren helle Köpfe, aufgeschlossene Buben und Mädchen dabei, ihre klugen Fragen und Beobachtungen verrieten es immer wieder, Kinder, denen möglicherweise ein Schweizer Aufenthalt Klärung und Richtung geben kann fürs spätere Leben. Vielleicht wirkt auch die starke Beziehung zu Verwandten und Freunden, das Zusammenleben im Kreise derer, zu denen man doch mit einem Teil seines Wesens gehört, nachhaltiger als der Aufenthalt im fremden Hause. Ich sehe Dich lächeln über meinen Optimismus, der immer wieder nach blauen Flecken am Wolkenhimmel späht, welcher die deutsche Frage einhüllt.

(Schluß folgt.)

Zu « Betrachtungen über einen Vortrag »

« Wir Lehrer sind in steter Angst, unsere Autorität zu verlieren, wir ertragen keine Kritik, können keinen Fehler zugeben. » ... « Die Autorität des Lehrers ist so groß, daß der Schüler nirgends appellieren kann. »

Stimmt das wirklich heute noch? Beinahe erschrak ich, daß in der Lehrerinnenzeitung (Nr. 21/22) diese Betrachtungen überhaupt erschienen. Vor dreißig Jahren wurde uns im Seminar deutlich, vielleicht sogar allzu